

Rainer Otte

PhilDogs. Neun philosophische Hundespaziergänge ohne Leine

Vorwort

Hunde tollen so verrückt herum, dass es nur so eine Freude ist. Philosophen könnten das eigentlich auch. Gewiss, ihnen fehlt bisweilen die Eleganz und Wendigkeit der Bewegung – die aber auch nicht jeder Hund mitbringt. Oder sie gelten allgemein eher als schwerfällig, weil hohe Kopflast zu rudern- den Ausgleichsbewegungen zwingt. Ein übles Vorurteil sagt ihnen nach, sie gingen insgeheim an einer Leine, vielleicht die einer Schule oder anderer Loyalitäten, und irgendeine „Ein- sicht“ hindere sie daran, sich loszumachen. Das ist natürlich so unsinnig, als erkläre man, nur der Hund an der Leine wäre der wahre Hund.

Nein, es gilt, miteinander rumzutollen, ja zusammen etwas wilder zu denken; ganz so, wie das der französische Ethnologe Claude Lévi-Strauss beschrieben hatte, als er ein unscheinbares französische Wort erklären wollte: „In seinem ursprünglichen Sinn lässt sich das Verbum *bricoler* auf Billard und Ballspiel, auf Jagd und Reiten anwenden, aber immer, um eine nicht vorgezeichnete Bewegung zu betonen: die des Bal- les, der zurückspringt, des Hundes, der Umwege macht [...]“ (Lévi-Strauss 1977, S. 29). Umwege: Da weiß man vorher nie, wohin die Reise geht. Man wittert da was. Man geht mal eben was ausprobieren, was selber machen. Selber denken! Das müsste jedem Philosophen einleuchten.

Das ist der Sinn der *Bricolage* zu Philosoph und Hund, die auf den nächsten Seiten zu lesen ist. Der Hund im philosophi- schen Glanz-, Schlag- und Dämmerlicht ist manchmal nasen- nah und schwanzwedelnd bei dem, was die Denker umtreibt.

Natürlich ist die Tendenz einiger Philosophen zu beklagen, die Welt – oder den Hund – bestenfalls als kleinformatiges Beispiel ernstzunehmen, eben wenn sie schön ins Begriffskonzept passen. O ja, auch Beispiele können sich rächen, vor allem, wenn es Hunde sind! Ich will's noch nicht verraten, aber wir werden was erleben, von der antiken griechischen Philosophie über Goethe und Marx bis hin zur aktuellen biomedizinischen Ethik!

Die Ansichten über den intellektuellen, den moralischen oder den praxisphilosophischen Status der Hunde gehen bei Dichtern und Denkern bis ins Extrem auseinander: Hier ist Bello der verkleidete Teufel, dort das Engelchen auf vier Beinen. Der Hund ist ein strohdummer Vielfraß, sagen die einen, während andere die Klugheit und Opferbereitschaft des Hundes nicht genug loben können („Teilt die letzte Zigarette!“). Dazwischen liegen Schattierungen aller Art. Hunde blamieren den Menschen nicht, weil sie dümmer sind als er – was der Mensch durchaus ertragen könnte. Schlimm wird's, wenn sie ihn erkennen lassen, dass er selbst dümmer ist, als er dachte. Diese profunde Erfahrung zu vermitteln liegt, seit Sokrates, durchaus im *Mainstream* philosophischer Kritik; das lässt sich leider nicht umgehen.

Was bildet sich der Mensch auf seine Geistes- und Erfindungsgaben ein! Hunde probieren, schreibt Robert Musil im *Mann ohne Eigenschaften*, so lange herum, bis irgendetwas plötzlich klappt und sie bekommen, was sie wollen. „Einfach nur Glück gehabt mit *Trial and Error*“, sagt der Mensch zum Hund – und macht es nicht viel anders, schreit aber bei jedem Fund laut „Heureka!“ und preist seine übernatürlichen Fähigkeiten (vgl.: Musil 1978, S. 112; Otte 2015, S. 54-57).

Die Überlegenheit der Hunde anzuerkennen fällt menschlichem Selbstbewusstsein selten freiwillig zu. Das gemahnt an die großen narzisstischen Kränkungen, die den Geist der

aufgeklärten Moderne durchziehen. Sigmund Freud brachte sie auf den Punkt: Die Erde ist nicht der Mittelpunkt des Universums, der Mensch gehört in die evolutionäre Reihe der Lebewesen und sein Geist ist nicht einmal Herr im eigenen Haus. Schopenhauer hätte das, so Freuds seltenes Philosophenlob, schon früh gesehen (Freud 1999) – und wir werden im Folgenden die Rolle von Schopenhauers Hund exemplarisch beleuchten.

Wenn Hunde Pate stehen bei der Geburt philosophischer Gedanken, bleiben sie doch zumeist im Dämmerlicht; kaum jemand nimmt sie als graue Eminenz im Schatten wahr. Selbst der Erfinder des Indizienparadigmas, Carlo Ginzburg, ließ frühgeschichtliche Menschen Spuren und Fährten lesen, ohne sie von den unerreichten Schnüfflexperten, den Hunden, begleiten zu lassen oder bei ihnen in die Lehre zu schicken (vgl.: Ginzburg 1983, 69 ff.). Die philosophischen Meriten der Nase sind – mal mit, mal ohne Hund – einigen Philosophen nicht entgangen; wir werden ihnen bei Lichtenberg und Nietzsche begegnen.

Ob es den Hunden nun passt oder nicht: In der Menschenwelt sind sie von menschlichen Stückeschreibern und Dramaturgen umzingelt. Im Welttheater der Philosophen schreiben sie ihre Rollen auch nicht selbst. Aber einigen Dichtern und Denkern gelingt es durchaus, die Hunde anders wahrzunehmen. Da ist man schnell bei der Frage, welche Rolle der Mensch eigentlich für den Hund spielt. Und da ist, mit Gottfried Benn, auch manch garstiger Ton zu hören:

„Das Sakramentale –
schön, wer es hört und sieht,
doch Hunde, Schakale,
die haben auch ihr Lied.“ (Benn 2003, S. 311)

1.

Hundephilosophen: Böse Stimmen riefen es dem Diogenes von Sinope nach, er kokettierte mit der Lebensweise von Hunden. Diogenes pfeife auf die Sitten und fälsche Geld, wie es ihm passe. Er lungere herum und schlafe im Dreck. Ein gesittetes Leben wolle er nicht führen und streben oder feilschen schon gar nicht. Das verdiene doch für alle Zeiten den Namen „Kynismus“ (von griech. *kyon* = Hund). Diogenes nahm ihn mit Stolz an, so lautet der späte Bericht des römischen Philosophiehistorikers Diogenes Laertius: „Als man ihn [Diogenes von Sinope; R.O.] fragte, welches Verhalten ihm den Namen Hund verschafft habe, erwiderte er: ‚Die mir eine Gabe reichen, umwedle ich, die mir nichts geben, belle ich an, und die Schurken beiße ich‘“ (Diogenes Laertius 1967, I., S. 325).

Die Athener machten bei dieser euphemistischen Umdeutung des Schimpfwortes „Hund“ nicht mit. So sprach sich das böse Wort „Hund“ bald herum und wird bis heute weltweit weitergetratscht. Nicht jeder, den Diogenes selbst als „Hund“ titulierte, rückte auf in den Kreis seiner kynischen Genossen. Schimpf bleibt Schimpf: „Als er auf dem Markte sein Frühstück verzehrte, riefen ihm die Umstehenden fortwährend zu ‚Hund‘, er aber erwiderte: ‚Ihr seid Hunde, da ihr euch um mich, den Essenden, herumdrängt.‘ Als zwei Weichlinge sich vor ihm versteckten, sagte er: ‚Nur keine Angst, ein Hund frisst kein Grünzeug‘“ (Diogenes Laertius, ebd.).

Das klang gar nicht gut. Da mochte einer den anderen nicht. Philosophen, im Wortsinne Freunde der Weisheit, entpuppten sich überhaupt nicht als Freunde anderer Philosophen, sobald der Hund in Sichtweite ihrer Diskurse kam. Der Leidtragende war, wie immer, der Hund, dessen Name zum verbalen Wurfgeschoss mutierte. Der als Hund titulierte Mensch fragte sich nicht nach Philosophenart, was denn

wohl mit diesem Wort gemeint sei und ob es, triftiger Kritik unterzogen, nicht durch ein besseres zu ersetzen wäre, um keinem Vorurteil aufzusitzen. Der Hunde-Diskurs markierte das Ende des philosophischen, dies aber glücklicherweise noch fern der körperbetonten Brachialtaten. Oder er wurde, wie bei Diogenes Laertius, zum pikanten Bestandteil skurriler Lebensbeschreibungen, deren Unterhaltungswert freilich nicht zu unterschätzen ist.

Leider wurde auf diese Weise gutes Hundeimage philosophisch für lange Zeiten verdorben. Hunde konnten sich im Philosophenkreise abmühen, wie sie wollten. Es nutzte rein gar nichts, dass sie mannigfache Vorbilder höchst respektierender Verhaltens ablieferten – sie entgingen diffamierender Rede doch nicht. Sobald ein Mensch terminologisch in ihre Meute eingereicht wurde, war er untendurch. Zwecklos, Homer ins Feld zu führen, der eine der erschütterndsten Hundegeschichten zu erzählen wusste: Nach zwanzigjähriger Irrfahrt erreicht Odysseus endlich die Heimat Ithaka; unerkannt tritt er in seinen Palast. Argos, der steinalte und von Ungeziefer zerfressene Hund, den Odysseus zwanzig Jahre zuvor selbst erzogen hatte, hebt das Haupt, spitzt die Ohren, ist aber zu schwach, sich zu erheben und Odysseus zu begrüßen. Schon „umhüllte der schwarzen Schatten des Todes“ den Hund, der wohl nur für diesen einen Moment überlebt hatte und nun das Zeitliche segnete (vgl.: Homer, Odyssee, XVII, 290-327; hier: 325; S. 677).

Die philosophischen Diskurse ließen wenig Rücksicht für derlei Hundetragik erkennen. Sie räumten den Hunden nicht einmal eine Nebenrolle ein, die der Großtat des Argos angemessen gewesen wäre. Es wäre allzu leicht möglich gewesen! Wer hört philosophischen Dauerausführungen geduldiger zu als der Dackel, der von Zeit zu Zeit eine Augenbraue hochzieht und Bedenklichkeit zur Schau stellt? Wer hält die

blökende Schülerschar besser zusammen als der Hirtenhund? Ferne Welten erschnuppern die vierbeinigen Freunde mit hellwacher Miene, die von der Geistesabwesenheit der momentanen Umwelt gegenüber zeugt, weil sie schon dem Kommenden zugewandt ist, ja dessen teilhaftig wird. Ist das nicht ein allzu deutliches Bild für die Sinnsuche, die auch die Philosophen umtreibt?

Seriöses philosophisches Denken hatte schon in der griechischen Antike die gute Sache des Hundes keineswegs aufgeben wollen. Beherzt stemmten sich philosophische Schwergewichte wie Sokrates, Platon und Aristoteles gegen die Versuchung, den Hund einfach ans Schimpfwort anzuketten. Seit Aristoteles singt die Philosophie das Hohelied der Freundschaft, dessen erste Strophe in der Natur erklinge (Aristoteles 1985, 1155a, S. 181) – wer könnte Hunde hierin übertreffen? Vor der Belastbarkeit der Hundetreue erblasst manch menschlicher Schwur.

Die philosophischen Wächter, mit denen Platon seinen Idealstaat bestücken wollte, hatten nicht ganz zufällig etwas vom Hund: Scharfes Wahrnehmungsvermögen, Behändigkeit, Stärke und Tapferkeit zeichneten beide aus. Noch wichtiger war, dass sie unterscheiden konnten und „gegen die Ihrigen sanftmütig und nur gegen die Feinde zornmütig sein [sollen]“ (Platon 2004, S. 73). Dafür müssen sie lernen, wer Freund und wer Feind ist – nach Platon eine durchaus philosophische Aufgabe und ein Zeichen, dass Wahrheitsliebe die Hunde umtreibe. Sein Sokrates kannte da keine Berührungsängste: „Du kannst auch das an den Hunden beobachten und zwar als einen außerordentlich merkwürdigen Zug an diesem Tier“ (Platon, a.a.O., S. 74).

Langfristig sprang für die Hunde aus dieser philosophischen Nobilitierung nicht viel heraus. Wie soll man das wieder verstehen, wo ansonsten jede kleine Bemerkung der

frühen Meisterdenker für wenigstens zwei Dutzend Dissertationen gut ist? Das Lob, selbst aus dem Munde eines Sokrates, verpuffte in einem hartnäckigen Konstruktionsfehler der philosophischen Diskurse: Hunde waren und blieben außen vor. Sie konnten an ihnen keinen Anteil nehmen und sahen der Geburt, dem Wettstreit, der Agonie oder der Auszeichnung der Argumente bestenfalls schwanzwedelnd zu, während Menschen ihre Welt in die Hundewelt hineinredeten und das rektale Gefächel als dankbare Bestätigung der treuen Kreatur entgegennahmen. Soziobiologisches Hundeinteresse ging bei Platon gegen Null. Nicht einen Gedanken verschwendete er an die Frage, ob nicht erst der Mensch den Hund zum Wachhund macht, etwa als billigen Ersatz teurerer Zäune zum Hüten des Eigentums – das dem Menschen wahrlich nicht die Hunde, wohl aber andere Menschen neiden.

Der kaiserliche Stoiker Marc Aurel rückte die Sache wieder zurecht. Hunde machen gar nicht das, was Menschen ihnen die ganze Zeit nachsagen oder vorschreiben. Sie kokettieren nicht. Sie lassen sich für nichts einspannen. In Menschenhändel wollen sie nicht verstrickt werden und siehe da: Es gereicht ihnen plötzlich zum philosophischen Vorteil! Ganz unverhofft werden sie zu Vorbildern ihrer zweibeinigen Herren! „Das Pferd, wenn es gelaufen ist, der Hund, wenn er die Spur verfolgt hat, die Biene, wenn sie Honig gemacht und dadurch einem Menschen Gutes getan hat, sie schreien es nicht heraus, sondern wenden sich zu anderem Tun ... Zu denen also muss man gehören, die gewissermaßen ohne innere Aufmerksamkeit so handeln“ (Marc Aurel 1976, S. 79).

2.

Vom Zerberus zum Moralwauwau: Hunde schnüffeln am liebsten an allem, was auf dem Boden liegt. Das ist verständlich, wurde ihnen aber zum religiös-metaphysischen Verhängnis – ganz so, als wendeten sie sich von allen Himmeln ab, um nur im Schmutz der Erde nach dem Ihren zu suchen. Der Koran sagt im Vers 176 der Sure 7, der Ungläubige mache es wie die Hunde: „er neigte der Erde zu und folgte seinem bösen Gelüst. Er gleicht daher einem Hunde: treibst du ihn fort, so lechzt er, und beachtest du ihn nicht, so lechzt er. Gerade so geht es Leuten, die unsere Zeichen leugnen.“ Bekehrungsresistent seien sie – während die Katzen zu Lieblingstieren des Propheten wurden, übertroffen allenfalls von den Vögeln. Von ihnen heißt es: „Sehen sie nicht die Vögel, die in Dienstbarkeit gehalten sind im Gewölke des Himmels? Keiner hält sie zurück als Allah. Wahrlich, darin sind Zeichen für Leute, die glauben“ (Koran 16, 79).

Doch mancher Hund könnte hienieden durchaus im Plane höheren Heils mitwirken. Er gehört womöglich zum himmlisch angelernten oder angeheuertem Aushilfspersonal. Trotzdem wird der Gläubige nie ganz sicher sein können, auf welcher Seite der Vierbeiner letztlich agiert. Der Hund gesellt sich zu den Armen, liegt mit Lazarus unter dem Tisch und – leckt noch dessen Wunden, kurz bevor dieser stirbt und von den Engeln in Abrahams Schoß zurückgetragen wird (Lk 16, 19-31). Dieser Hund wirkt menschlich, weil er tut, was Menschen unterlassen und was dem Herrn ein Wohlgefallen ist. Mit dieser großmütigen Aktion hätte der eine Hund, stellvertretend für alle Artgenossen, den Bann brechen können und seine Spezies als Mitstreiter im theologischen Heilswirken qualifizieren können; von Erlösung wollen wir gar nicht erst reden.

Es war nicht der theologische Durchbruch für die Hunde! Die Lazarus-Aktion verpuffte ohne wohltätige Konsequenzen; üble Nachrede erwies sich als stärker. Menschen, die sich dem Glauben verweigern oder aus sonstigen Gründen keinen Zugang zur illustren Schar der wahren Gottesfrommen hatten, wurden auch fortan als hündisch abgekanzelt. Schon ist der Hund selber zum Lazarus geworden. Als ewig Unerlöster streicht er durch finstere Welten und liegt unter Tischen. Bei ihm ist das Wort des Heils im buchstäblichen Sinne vor die Hunde geworfen (MT 15,26).

Das Hundepersonal wird, Erbe alter Tage, nur ausnahmsweise in respekterheischenden Rollen eingesetzt. Keiner der vierbeinigen Akteure bringt es zu einer nachhaltigen Karriere, die über die Bösewicht-, Knurrmichel-, Vielfraß- oder Moral-Wackeldackel-Rolle hinaus die Riege wahrhaft sympathischer Identifikationsfiguren ansteuern darf. Kein Heiliger trägt ein Hundegesicht. Letztlich scheint, mit Ausnahme der Arche Noah, für die Hunde in den großen monotheistischen Weltreligionen nichts angedacht oder vorgesehen zu sein, was irgendeiner theologischen Heilszusage entspricht. Was sagen denn die anderen?

Nicht in allen Kulturen streunern die unerlösten Hunde vergeblich um die Heilsbotschaften herum und hören sie nicht. Die Chandogya-Upanishad traut sich, ihnen sogar eines der heiligen vedischen Rituale zuzuschustern. Eines Tages erschien ein Hund bei einem Priester, der die vedischen Hymnen rezitierte. Andere Hunde gesellten sich ihm zu, der den Opferpriester bat, ihnen durch seinen Gesang Nahrung zu verschaffen. Der fromme Mann lud sie für den nächsten Morgen ein.

Ihr Einzug glich dem der Priester bei einem besonderen vedischen Opfer, das eine Jagd symbolisiert. Der Auftakt war ritualtechnisch gelungen. Nun aber machten die Hunde Jagd

Ulrich Holbein

Dackelglück und Köterterror

Kaum gingen wir zu dritt durch den Katzengrund, durch tollwutfährdetes Gebiet, stürzte ein deutscher Schäferhund aus dem Maschendrahtzaun, rannte an meinen zwei Freundinnen desinteressiert vorbei und biss deren viel weiter entfernten Beschützer (mich) ins Bein, das dann ein Dr. Hahn mit Diktiergerät behandelte: „-- mit einer von einem Hund stammenden Wunde... äh... mit einer von einem Hund stammen könnender Wunde“ – ich brauchte dann eine neue Hose, die die Hundebesitzer tatsächlich zahlten. Tollwutangst schwoll auf; zynische Kommentare der Uniklinik erfolgten; man verweigerte teure Tollwutspritzen usw.

Aber im schönsten Moment meiner Kindheit war ich mit einem Dackel namens Axel auf einer sonnenüberströmten Wiese herumgetollt, im Sommerurlaub in Jestetten, 1961, an der Schweizer Grenze, unfern der Klosterinsel Rheinau. Nicht erst nachträglich hatte ich mein Dackelglück verklärt und glorifiziert, sondern schon vor Ort, mittendrin, wurde mein kindliches Hirn hochsommerlich durchtränkt von Gefühl und Gewissheit, ewig unumstößlich: dass dies das Glück sei, und vorher noch nie etwas Glück -- und hinterher kam auch nicht mehr viel.

Eine einstellige Zahl von endlosen Jahren blieb der Herzenswunsch nach einem eigenen Hund unerfüllt -- man bekam höchstens einen Wellensittich (namens Titus). Nach schnell runtergeschrubbten, abgeflacht glücklosen Jahrzehnten, kamen Erwachsenenstadien, in denen ich, der früh abgeblockte Hundefreund, mir jederzeit den alten, unvergessenen Wunsch hätte erfüllen können -- nur war er halt jetzt erloschen ... irreparabel futsch. Ich besorgte mir nicht mal den

Buchtitel: „Welcher Hund paßt zu mir?“ Jene beseligenden, herzigen, stoffeligen, unsagbar ulkigen, liebenswert wedelnden Tierseelen gab es nicht mehr, namens Axel, Atti oder auch anders, nirgendwo einen Bernhardiner, dem man den zehnjährigen Arm um den Nackenpelz legen und dem man verständnisinnig in die angeblich „blutunterlaufenen“ Augen gucken konnte. (Beim Versandhaus „SCHECKER Das Tierparadies“ in Südbrookmerland, 160 Mitarbeiter, Kynologen, Zwinger-Experten, Pflege-Expertinnen usw., Jahresumsatz: 18 Millionen (www.schecker.de), kann man sogar Bernhardiner-Rumfässchen mit Zapfhahn und Holzkorken bestellen! 1,5 l, 189,95 DM.)



Dackelglück: Ulrich Holbein mit Axel

Sondern? Jetzt regierten bloß noch höllisch kläffende Schnüffelratzen, die besinnungslos bis debil hin und her schossen, schlabberzüngige, unbändig speichelnde, riechende, alles vollkackende Fletschgebisse auf Knie- und Scrotumhöhe. Nicht umsonst meldete BILD am Sonntag: „Ein Mann kann nicht mehr lieben!“ Und ich selber -- war nicht mehr

Tierfreund mit dem Berufswunsch Tierarzt, sondern Vegetarier, der keine Pansendosen aufbekam. Kein Wunder, dass ich jetzt nur noch teuflisch ausgebellt und nach Möglichkeit gebissen wurde, ganz im Sinne des Buchtitels: *Wenn Adenauer Hunde geschlachtet hätte. Die Selbstverwirklichung des Hundes durch Beißen. Eine Aufzeichnung des Schreckens* von Detlef Bieseke, Ararat Verlag, 1986, ein frühes Buch gegen den lebensgefährlichen Unfug der Hundehaltung, aktueller denn je im Angesicht halbherzig zurückgehaltener, als Herrchen-Verlängerung herbeifegender Ramboköter, obwohl im Kynos-Atlas erklärt wird, warum Kampfhunde im Grunde ungefährlich sind.

Neulich wurde ich erneut, kurz nachdem ich auf einem Jahrmarkt auf einem holzbrandkunstverzierten Spätzlebrett mal wieder den ewigen Wohnzimmerspruch erblickt hatte „Daß mir mein Hund das Liebste sei, sagst du, o Mensch, sei Sünde. Der Hund blieb mir im Sturme treu, der Mensch nicht mal im Winde“, auf dem Rückweg als argloser Radler Opfer des Gebisses eines deutschen Schäferhundes an der Sandale, durch die er – weil er gleichzeitig rennen, beißen und einen zweiten Hund vom ebenfalls mich Beißen abhalten musste – nicht ganz durchdrang, hinten im Knüllwald, Ortsteil Hülsa, gleich am Ortseingang von Steindorf her, auf offener Straße -- wobei ich Beißen prinzipiell für noch relativ erträglich halte, denn nicht jeder Hund beißt ständig, aber fast jeder bellt so oft wie möglich. Bisse lassen sich schnell verarzten, unerwünschtes Bellen aber verursacht mittelschwere bis sehr schwere psychosomatische Leiden und Dauerleiden, Magengeschwüre und vieles mehr. Trotzdem hätte ich, gebissenes und fast gebissenes Kind, gern eine Hundebombe bei mir gehabt. Oder eine Hundekanone, wie die aus dem Illustrierten Versandhaus-Hauptkatalog, von August Stukenbrok in Einbeck, aus dem Jahre 1912, sehenswert nachgedruckt im Olms

Sabine Rothemann

Der Hund. Unser soziales Bezugstier

Das ist des Pudels Kern I

Wer einen Hund hat, hat zu tun. Wer einen Hund hat, hat in diesem Tun seine Freude. Sooft ich mir das sagte, sobald ich einen Hund sich von seinem Besitzer losreißen und auf mich vielleicht freudig zulaufen sah, verringerte sich meine Angst vor ihm und die Befürchtung, was durch ihn auf mich zukommen würde. In den nächsten Sekunden. Denn ein Hundebesitzer hat nicht nur seine Freude mit seinem Tier, oftmals hat er auch Kummer. Sein Hund hört nicht. Um diesen Kummer zu übertünchen, schreit der Besitzer dem angstvoll erstarrten Spaziergänger zu: „Der macht nichts“. Ungewiss bleibt der Ausgang.

Das ist des Pudels Kern II

Viel, sehr viel später dieses Bild: Da liefen zwei Frauen und zwischen ihnen ein Mann vor mir her, die Gruppe zu beiden Seiten von zwei großen Hunden flankiert. Dünn und hoch. Seht mal, wie groß die sind. Ich hörte, dass eine der Frauen ihr Erstaunen kundgab und sah einen ausgestreckten Finger auf Blumen zeigen. Dickstielige und breitblütige Geranien zierten in einem Zementkübel den Bürgersteig. Die hatte ich bis jetzt nicht bemerkt. Ich hatte unablässig gebannt auf das Hinterteil der Tiere gestarrt und mich gewundert, wie groß Hunde werden können. Sie liefen streng und gleichförmig neben den Menschen her, sie umrahmten sie, sie schienen mir wie in Gang gesetzte Steinskulpturen, lebendig gewordene Bewacher. Hätte ich solche Bewacher, ich würde anders leben.

Zwischen Vergötterung, Denkmalsetzung im europäischen Hundemuseum im österreichischen Burgenland, der Ikonografie des schlafenden Hundes (ein wesentliches Bildteil in Dürers *Melencolia I*), schließlich dem Hund als einem treuen Begleiter des Menschen und der Verteufelung des Hundes als blöden kläffenden Kötters, der den Armen zum Fraß vorgeworfen oder für die Vernichtung von Feinden eingesetzt werden kann, ist viel möglich.

Zahlreiche Redewendungen und Redensarten spinnen sich um den Hund. Sie umgarnen ihn geradezu. Für beinahe jede Lebenslage gibt es ein Hunde-Sinnbild. Beginnen wir.

Auf den Hund gekommen

Ach, hätt' ich doch einen echten Freund, und wenn nicht das, so doch einen Hund. Ja. Da weiß man, was man hat, da fühlt man, dass und wer man ist, da reicht es, durch sein zotteliges Fell an seinen langen Ohren zu streichen.

Hunde und Menschen bilden soziale Gemeinschaften besonderer Art, sie sind Bindungspartner, beziehen sich aufeinander, kooperieren und unterstützen sich. Mit keinem anderen Tier gehen wir so innige Beziehungen ein wie mit dem Hund, dem sprichwörtlich besten Freund des Menschen. Dem Hund könne man in die Augen schauen wie einem Menschen, so Josef H. Reichholf, einer der führenden Evolutionsbiologen, in seinem Essay *Auf den Hund gekommen* (2014): Dieser Blick in die Augen des anderen ermögliche eine Identifikation und damit eine starke Bindung.

Die Frage, von welchem Tier, Kojote, Wolf oder Schakal, der Hund abstammt, war lange ungeklärt. Erst eine 1997 in den USA durchgeführte DNA-Untersuchung konnte zweifelsfrei nachweisen, dass der *Canis lupus* der Stammvater aller Hunderassen ist. Man geht heute davon aus, dass der Hund/Wolf seit etwa 15.000 Jahren bei und mit dem

Menschen lebt. Als gesichert gilt, dass der Hund das älteste domestizierte Haustier des Menschen ist. Weit älter als zum Beispiel die Ziege und das Schaf.



Ernst Ludwig Kirchner, Dame mit Hund

Wie es zu dieser ungewöhnlichen Nähe zwischen Mensch und Tier kommen konnte, erläutert Reichholf aus der Sicht des Biologen. Er widerspricht in seinem Essay der weitverbreiteten Theorie einer Domestizierung des Wolfes durch den Steinzeitmenschen. Anders als die titelgebende Redewendung vermuten lässt, sei nicht der Mensch auf den Hund, sondern der Hund auf den Menschen gekommen. Domestiziert habe er sich selbst, gezüchtet wurde er erst lange danach. Ein Vergleich mit dem Verhalten streunender Hunde legt dies nah: Streunende Hunde, sogenannte Parias, betreiben Kommensalismus, indem sie sich von den Abfällen der Menschen ernähren. Sie sind keine parasitären Mitesser, denn der Mensch hat von diesen Tischgenossen keinen Nachteil. Beide Gruppen

Ulf Heuner

Die paradoxe Hundetüte und andere Absurditäten der Hundehaltung

Der Hund meiner Kindheit hatte zwei Feinde, den Postboten und einen Mann aus der Nachbarschaft, der in unserer Straße eine Garage angemietet hatte. Beide begingen denselben Fehler: Sie benutzten den schmalen Bürgersteig, der an unserem Grundstück entlangführte, während andere Leute korrekterweise den breiten Bürgersteig auf der gegenüberliegenden Straßenseite nutzten. Diesen schenkte unser Hund keine Beachtung, während er den schmalen Bürgersteig noch als Teil unseres Grundstücks betrachtete und deshalb jedes Mal auf den Postboten und den besagten Nachbarn kläffend losging. Der Postbote hat sich meiner Erinnerung nach nie über unseren Hund beklagt, sondern aggressive Hunde als Berufsschicksal hingenommen. In der Regel schlossen wir den Hund auch zu der üblichen Zeit im Haus ein, so dass er die Post nur noch am Briefschlitz der Eingangstür in Empfang nehmen und genüsslich zerfetzen konnte. Der Nachbar hingegen war gar nicht gut auf uns zu sprechen, er nahm das Ganze persönlich und meinte, wir hetzten unseren Hund auf ihn. Das wiesen wir natürlich empört zurück und schlugen ihm vor, doch einfach vor unserem Grundstück die Straßenseite zu wechseln. Er erwies sich als beratungsresistent: „Ich wechsel doch wegen eines Hundes nicht die Straßenseite!“ Der Mann hatte natürlich Recht: Er benutzte einen öffentlichen Weg, auf dem ein frei laufender aggressiver Hund nichts zu suchen hat. Doch Hundehalter haben ihren eigenen Wahrheitsstandpunkt. Den Wechsel auf die andere Straßenseite hielten wir für zumutbar und nahmen es dem Nachbarn sehr übel, als dieser mal unseren anrennenden Hund mit

Pfefferspray in Empfang nahm. Auf die Idee, einen Zaun zu errichten, sind wir nicht gekommen. Zäune zur Straßenseite waren in unserer Straße nicht üblich und schließlich hatten wir einen Hund. Da braucht man ja keinen Zaun mehr, um Leute vom Betreten des Grundstücks abzuhalten.

Bei unserem Hund handelte es sich um einen Foxterrier. Ich war damals begeisterter Leser von Jack London, der mit seinen Büchern *Jerry, der Insulaner* und *Michael, der Bruder Jerrys* der Hunderasse Irish Terrier ein Denkmal gesetzt hat. Mich begeisterte vor allem die Treue der Irish Terrier ihren Herren gegenüber und ihr Kampfesmut, mit dem sie sich in den Büchern jederzeit auch einem überlegenen Gegner stellen und trotz Verwundung immer weiterkämpfen. Dass die Aggressivität der Hunde sich vor allem gegen schwarze Menschen richtet und Londons Bücher äußerst rassistisch sind, ist mir damals nicht aufgefallen. Der Irish Terrier war in den siebziger Jahren in Deutschland eine seltene Rasse, weit verbreitet war dagegen der Foxterrier, den ich aus den Comics *Tim und Struppi* kannte. So wusste ich auch gleich, wie mein zukünftiger Hund heißen sollte: Tim. Da wir in unserer Familie schon alle möglichen Tiere gehabt hatten – Hamster, Kaninchen, Katze, Fische, Vögel –, brauchte es gar nicht viel Überredungskunst, bis meine Eltern bereit waren, einen Familienhund anzuschaffen. Mein Vater tat auch gleich einen Foxterrierzüchter auf, den wir an einem Sonntagnachmittag mit der ganzen Familie besuchten. Es stellte sich heraus, dass diese Zucht überhaupt keine Drahthaar-Foxterrier züchtete, sondern Glatthaar-Foxterrier, die mit Tims Struppi bzw. einem struppigen Tim nicht viel Ähnlichkeit haben. Doch Welpen aller Rassen sind süß, so verguckten wir uns gleich in einen besonders quirligen, der kurze Zeit später bei uns einzog. Da es sich um ein Weibchen handelte, konnte der Hund doch nicht Tim heißen, der naheliegende weibliche

Name Tina war alternativlos. Statt eines struppigen Foxterriers namens Tim hatten wir nun das Glatthaar-Foxterrier-Weibchen Tina.



Tina in unserem Garten (Ruhrgebiet, 70er Jahre)

Tina erlebte eine recht unbeschwertere Jugend. In der Nachbarschaft hatten sich noch zwei andere Familien gerade einen jungen Hund angeschafft, so dass ich mit den Kindern oft gemeinsame Spaziergänge auf einem nahen Feldweg unternahm und die jungen Hunde miteinander rumtollen konnten. Unsere Hundeerziehung beschränkte sich darauf, dass wir Tina mit Hundekeks „Sitz!“ beibrachten, wobei sie immer sofort wieder aufstand, sobald sie den Keks erhalten hatte. Auch Pfötchen geben konnte sie. Ansonsten gab es für sie die Regel, nicht auf die Wohnzimmercouch zu springen. Wenn die ganze Familie mal ohne Hund außer Haus war und Tina uns bei unserer Rückkehr mit angelegten Ohren begrüßte, wussten wir, dass sie gerade doch auf der Couch gelegen hatte. Als Terrier bellte sie recht gerne, insbesondere wenn ein Familienmitglied das Haus verlassen wollte, gab es immer ein fürchterliches Gebell. Da in einem Fünf-Personen-Haushalt dauernd jemand das Haus verlässt, war das Gebelle